Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 3

Artikel: Wandlung : Skizze
Autor: Honegger, Annie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664630

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WANDLUNG

Skizze von Annie Honegger

Es war ein kalter, unfreundlicher Novembertag. Unaufhörlich prasselt der Regen an die Fensterscheiben. Dennoch macht sich Frau Hilda zum Ausgehen bereit.

Mit einem grossen Strauss weisser Chrysanthemen verlässt sie die Wohnung. Im Treppenhaus begegnet ihr der Bruder. «Aber Hilde, du willst doch hoffentlich bei diesem garstigen Wetter nicht den weiten Weg zum Friedhof hinausgehen; du bist ja ohnehin schon erkältet.» «Doch ich gehe», tönt es fast trotzig zurück, und schon schliesst sich die schwere Tür hinter der jungen Frau. Der Bruder blickt ihr durchs Fenster traurig und kopfschüttelnd nach, und ein Seufzer entringt sich seiner Brust: wenn doch nur die geliebte Schwester endlich die Kraft und den Willen finden würde, das schwere Leid, das sie vor drei Jahren betroffen hatte, zu überwinden und sich wieder ins Leben zurückfinden könnte. Er und seine liebe Frau tun der schwergeprüften Schwester zuliebe, was sie nur können, und doch will die Starrheit nicht von ihrer Seele weichen. Eigensinnig vergräbt sie sich in ihren Schmerz.

Nach dem weiten Weg hat Frau Hilda ganz durchnässt die Strassenbahn erreicht. Auf der langen Fahrt zum Friedhof hinaus starrt sie unbeweglich durchs Fenster hinaus, und doch sieht sie nichts von all dem, was draussen nach Beachtung heischt. Die Menschen, die ein- und aussteigen sind ihr so gleichgültig, dass sie weder Blick noch Ohren für sie hat. Ihre Gedanken kreisen immer, Tag und Nacht, nur um den Einen, den sie verloren hat. Ihn heute, am Tage der Toten, allein zu lassen, wäre ihr wie Sünde erschienen, und sie grollte heimlich ihrem Bruder, dass er sie davon hatte abhalten wollen. Wohl waren schon drei Jahre seit dem Tode ihres Geliebten vergangen, aber sie litt heute noch genau so unter dem Trennungsschmerz wie in den ersten Tagen. Zeit heilt Wunden, sagt der Volksmund, aber Hildes Wunde wollte nicht mehr zu bluten aufhören. Die junge Witwe lebte nur noch von der Sehnsucht, bald, recht bald wieder mit der geliebten, unvergesslichen Seele vereinigt zu werden. Sie lebte nur noch in der Erinnerung an ihr kurzes, volles Glück, das jäh durch den Tod ihres heissgeliebten Gatten zerstört wurde. Nun schleppt sie sich sehnsuchtskrank, müde durch ihr Dasein, das ihr so leer und zwecklos nun vorkommt. Nur in der Stille fühlt sie sich geborgen, wo sie sich restlos ihrem Schmerz ergeben kann.

Allein, ohne Gruss geht Frau Hilda an den andern Menschen vorüber den Weg zum Friedhof hinaus. Durch die schmalen Gräberreihen hindurch tastet sie sich auf dem schlüpfrigen Wege zum Grabe ihres Gatten hin. Hier auf dem Bänklein unter der grossen Trauerbirke fühlt sie sich daheim, hier kann sie ungestörte Zwiesprache mit dem Toten halten. Am liebsten möchte sie sich hineinwühlen in die nasse, kalte Erde, um immer bei ihrem toten Walter zu bleiben. In ihrem Herzen grollt sie Gott, dass er ihren grössten Wunsch, sterben zu dürfen, so lange nicht erfüllt.

Als Hilde sich endlich wieder fröstelnd von der Grabstätte erhebt, führt sie der Weg an einem frischen Grab vorüber. Erst jetzt wird sie der Trauerversammelten ansichtig, sonst hätte sie einen Umweg gemacht. Nun war es zu spät, denn aus einer Gruppe der Leidtragenden kommt ein älterer, ihr wohlbekannter Herr auf sie zu. «Wie geht es dir, Hilda?» fragt ihr alter Lehrer nach herzlicher Begrüssung. «Wie hast du den schweren Verlust, der dich betroffen, überwunden?» Hildas dunkle Augen schauen ihren alten Lehrer fast vorwurfsvoll an, und heimlich denkt sie, wie kann er nur so fragen, laut sagen ihre Lippen: «Nein, überwunden habe ich den grossen Schmerz nicht und begehre es auch nicht, nie werde ich über den herben Verlust hinwegkommen. Sie wissen doch, Herr Haller, mein Walter war mein ganzes Glück, ihn lieben zu dürfen und glücklich zu machen, war meine beglückendste Aufgabe; sie ist mir genommen worden, und somit hat mein Leben seinen Zweck verloren . . .»

Voller Besorgnis und Teilnahme blickt der alte Herr seiner geliebten einstigen Schülerin in die Augen: «Aber Hilda, du warst doch früher ein so tapferes, sieghaftes Menschenkind, und nun bist du so klein und schwach geworden, dass dir selbst dein Konfirmationsspruch, den du mir einst mit stolzer Freude gezeigt, vergessen hast. ‚Denen die

Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.' Wie kannst du dich so ins Leid vergraben und am Leben teilnahmslos vorübergehen, wo du doch mit deinem reichen Gemüt und tiefem Gefühlsleben so vielen Menschen, die noch schwerer zu tragen haben, zum Segen werden könntest. Schweres Leid hat dich betroffen, nicht dass du daran zerbrechest, sondern stark und gross werdest. Weisst du nicht mehr, dass Gott gerade denen viele Prüfungen auferlegt, die er sehr lieb hat und darum möchte, dass sie seinem Bilde ähnlich werden. Das Leid ist ja der Meissel, der die in allen Menschen steckende Edelgestalt herausprengen möchte. Liebe Hilde, weisst du denn nicht, dass es nicht so sehr darauf ankommt, glücklich zu sein, sondern vielmehr darauf, glücklich zu machen, auch nicht darauf, geliebt zu werden, sondern zu lieben und andern Menschen zum Segen zu gereichen durch Vorbild und Tat. Nun behüte dich Gott, Hilde, und gell, wenn wir uns wieder sehen, bist du über das Leid hinausgewachsen.»

Beschämt und mit Gewissensbissen beladen macht sich Frau Hilda auf den Heimweg. Zum ersten Male wird ihr bewusst, dass es Sünde ist, sich so in seinen Schmerz zu vergraben, wie sie es getan hat. Und auf einmal wird ihr auch klar, wie nutzlos sie die letzten drei Jahre vergeudet hat und anstatt gewachsen ist am Leid, das Gott ihr zugedacht, immer kleiner und selbstsüchtiger geworden ist. Nein, so durfte sie niemals Gott begegnen, wenn er es an der Zeit fand, sie zu rufen. Mit so leeren, liebearmen Händen durfte sie nicht vor ihn treten, denn darüber würde ja — das wurde ihr auch erst jetzt bewusst — ihr Geliebter sehr traurig sein.

Mit dem festen Entschluss, wieder gutzumachen und Versäumtes nachzuholen, ist Frau Hilda heimgewandert.

Zum ersten Male wieder nach so langer, langer Zeit ist in ihrer Seele etwas wie Freude wachgeworden, und ein stilles Glücksgefühl hat langsam seine Würzelchen wieder in ihre Seele gesenkt. Nach kaum einer Woche lächeln sich Hildas Bruder und seine Frau beglückt zu und flüstern einander dankbar zu: Mit Hilda ist gottlob ein Wunder geschehen.

NOVEMBERNEBEL

Jetzt, da die grauen Nebel über den feuchten Wiesen liegen und ein unfreundlicher Wind die letzten dürren Blätter von den kahlen Bäumen fegt, kommt mir oft jenes seltsam traurige Gedicht von Hermann Hesse in den Sinn, dessen letzte Strophe lautet:

Seltsam im Nebel zu wandern,
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.

Hier hat der Dichter die unbestimmte Melancholie, die so viele Menschen in diesen spätherbstlichen Tagen überfällt, in bestimmte Worte gefasst. Es ist das Gefühl der Einsamkeit, des Verlassenseins, das uns überkommt, wenn der Nebel träge über der Erde kriecht und uns den freien Ausblick in die Ferne verwehrt. Man beobachte doch einmal die Menschen, die an einem kalten, nebligen Novembertag vor uns her oder an uns vorbeigehen. Sie wandern nicht gemächlich ihres Weges, sondern eilen fast hastig dahin, von seltsamer Unruhe erfüllt, als ob die Angst ihre Schritte lenkte, als ob jemand hinter ihnen her und um sie herum wäre. Es ist der Nebel, der sie umgibt, der sich schwer auf die entlaubten Bäume, auf die Felder und Häuser und die Gemüter legt. Da stellen sich unvermutet so wehmutsvolle Gedanken und Erinnerungen ein, auf unseren abendlichen Wanderungen im November. Man möchte ihnen entfliehen, aber sie lassen sich nicht verscheuchen. Wie Schatten verfolgen sie uns. Und wir gewahren entsetzt, dass es nicht nur draussen kalt und unfreundlich geworden, sondern dass uns auch innerlich friert. Sogar die Liebespaare, die durch die Alleen wandern, ahnen etwas von ihrer grossen Heimatlosigkeit. An den herrlichen Abenden dieses so schnell verrauschten Sommers schien die Zukunft verheissungsvoll vor ihnen zu liegen — nun aber wandern sie stumm und ein wenig trostlos dem Ziel ihres gemeinsamen Weges entgegen. Und der einsame Mann, der so einem engumschlungenen Paar begegnet, bleibt nicht stehen und blickt ihm eine Weile nach, wie er dies im Frühling und zur Sommerszeit zu tun pflegte. Denn jetzt, an den nebligen Novemberabenden, fühlt er gar nicht den Wunsch, nochmals von vorne anzufangen, sein Leben neu zu beginnen. Denn was vorbei, vorüber ist, ist auch überstan-